

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 19

Artikel: Eine Mutter
Autor: Gerber, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

braust. Die Zeremonie, eine undefinierbare Mischung von heidnischen Gebräuchen mit christlichem Anstrich, geht zu Ende. — Die Karren wenden, die Gemeinde verläuft sich. Nur eine Schwarze bleibt zurück, hält stumme Wache bis der braune Erdhügel sich fertig über dem Grabe wölbt, — die Mutter. —

Dann geht auch sie. — Noch legt sie einen zerbeulten Blechnapf, einen Löffel und eine zersprungene Tasse ohne Henkel, die nun heilig gewordenen Utensilien des toten Kindes, auf das Grab, und dann wandt auch sie, die Mutter, einsam und gebrochen ihrer fernen Strohhütte zu. —

Dr. Glaß, Johannesburg.

Eine Mutter

Aus dem Leben erzählt von Martin Gerber

Rauh und stürmisch strich der Wind durch die schwarze Nacht des Krankenhausparks. Ununterbrochen peitschte der kalte Regen gegen die Südfront des breiten Baues, an die Fensterläden des im obersten Stockwerk gelegenen Notfallzimmers Nr. 146, wo Frau Ambühl, seit einigen Tagen eingeliefert, traumwach in ihrem Fieber lag.

Jetzt war sie also doch da, konnte nicht mehr sich sträuben, gegen den Feind sich wehren. Hilflos ans Bett gefesselt! Ja, die stille Abnung hatte nun doch ihren Tribut gefordert, und verlangte ein unabwendbares Opfer von ihr, Ruhe und Stärkung. Nie ergab sie sich in ihrem bewegten und aufreibenden Leben einer aufkommenden Schwäche, stets leuchtete ihr nur das Ziel vor Augen, sich durchzuringen und niemand zur Last fallen. Das war ihre Sendung, ihre ganze Pflicht, deren sie sich schuldig fühlte.

Eine kleine, unbedeutende Arbeitersfrau, hatte sie sich nie dafür gehalten, ihren zeitweiligen gesundheitlichen Beschwerden nachzusinnen, oder gar einen Arzt in Anspruch zu nehmen. Dafür hatte sie ja auch keine Zeit und noch weniger das Geld, für sich eine solche, wie sie sagte, unmöglich Auslage zu bestreiten. Das wenige, das sie errackern, mit Waschen und Büßen bei fremden Leuten verdienen konnte, langte ihr ja kaum, um den fünf Kindern die hungrigen Mäuler zu stopfen; und die kleine Rente, ihres vor Jahren an einem schweren Lungenleiden verstorbenen Mannes, mußte sie restlos für die Miete ihrer bescheidenen Dachwohnung hergeben.

Wer wollte da noch etwas erübrigen können für Arzt oder Arzneien? Sie war es von jeher zufrieden gewesen, wenn sie alle Tage das Essen auf den Tisch stellen konnte, denn daran durften ihre Kinder nicht leiden. Dafür war sie eine zu gute Seele, Mutter Ambühl. Und Schulden machen war ihr das Verhafte auf der Welt. Was sie an Speise und Kleidern für die Familie benötigte, das mußte bar bezahlt sein, sonst leistete sie lieber Verzicht auf ihre eigenen Bedürfnisse, die sie ohnehin den Kindern zulieb auf ein Minimum beschränkte.

Wie manchmal hatte sie doch in ihrem Leben, wenn beim einen oder andern der Kleinen der Teller leer war, auf ihre eigene Ration verzichtet und ihren Teil abgetreten. Oh, sie stand lieber zurück, als daß sie sich hätte ein Gewissen machen müssen, der Arni oder die kleine Lilli hätten nicht genug bekommen. Sie war schon dankbar, wenn sie die Gewißheit fühlte, daß alle gesättigt vom Tische gingen.

Das waren Jahre aufopfernder Mutterliebe gewesen, an denen den Kindern selbst recht eigentlich nichts besonderes aufgefallen war. Sie wuchsen heran am sichern Halt der sorgenden Mutter, die in ihrer Güte nichts schuldig blieb und mit dem Pflichtgefühl eisernen Frauenwillens den Kindern nur zu geben hatte. Frau Ambühl war sich selbst nicht bewußt, welch' große Last sie beim Tode ihres Mannes übernommen hatte. Sie trug ihr Los mit unendlicher Geduld, und keine Macht der Welt hätte sie auf die Knie zwingen können, das Schicksal ihrer Kinder zu schmälern, oder gar in fremde Hände zu legen. Das hatte sie sich am Totenbett ihres geliebten Mannes mit zünden-

der Liebe ins Herz versprochen. Und wenn sie am eigenen Leib darben sollte. Behördlich unterstützt, und von den Leuten verhöhlt zu werden, das durfte nicht sein. Ihre Kinder wollte sie schon selber großziehen; wozu hatte sie denn arbeiten gelernt, sie, die einstige Fabriklerin, die in ihrer Jungfernzeit noch den gebrechlichen Vater und den oft arbeitslosen Bruder mit ihrem kleinen Verdienst durchgehalten hatte! Sie, die fleißige Ambühl Käte, die im ganzen Dorf ein Muster werhigen Schaffens gewesen, und von frühester Jugend an mit der Arbeit umging wie das Mannenvolk, und sich dazu noch einen schönen Baßen erspart hatte, als ihr Bräutigam sie an den Traualtar führte, und sie zusammen einen harmonischen Hausstand gründeten. Ja, damals . . . Das Glück stand ihnen beiden im Garten und erfüllte ihr Dasein mit Dankbarkeit. Ihre fünf Kinder waren geborgen, und die Familie konnte zufrieden einer sicheren Zukunft entgegenblicken. So hatte sie es noch ungetrübt in ihrem Gedächtnis . . .

Das war noch die goldene Zeit gewesen, an die jetzt Frau Ambühl in ihrem Fieber im Krankenhaus zurückdenken mußte. Wie schnell doch die Jahre dahin gingen! Und dann die schlaflosen Nächte, als das schwere Unglück über sie kam und den hoffnungsvollen Ehegefährten dahinraffte. Ach, es schien ihr, als wenn es erst gestern gewesen wäre.

Aber sie hatte sich nicht unterkriegen lassen, und mit beiden Armen den Kampf um die Existenz, um die Ernährung ihrer Kinder aufgenommen. Mutter Ambühl war ihnen eine gute Fürsorgerin, wenn auch die Erziehung ihrer täglichen Arbeit wegen litt, und die Kinder in Gottesnamen außer der Schule oft sich selbst überlassen waren.

Die zwei ältern, Anni und Edith, konnten ja bereits der Mutter etwas behilflich sein, und verdienten schon einige Rapsen im Wochenplatz. Dafür aber standen die Kleinern umso weniger unter Aufsicht, und man möchte es ihnen eigentlich nicht so sehr anrechnen, daß sie schalteten und walsteten in Küche und Haus, wie es ihnen am besten paßte, wenn sie von der Schule kamen und ihre Kinderstreiche verübtet, sobald Mutter auf Arbeit war. Ihnen fehlte ja auch der Vater, die feste Hand, welche eine Mutter nie so recht ersetzen kann und wenn sie auch noch so streng zu sein meint. Das Mutterherz kann doch manchmal und sehr oft nicht strafen, wo es vielleicht glaubt, mit Liebe den Weg zeigen zu können. Und das war auch ihre oft schwache Seite, der sie so gerne die Bernunkt entgegenstellte.

Dennoch, Mutter Ambühl konnte sich auch jetzt keinen Vorwurf machen, nicht alles getan zu haben, was in ihren Kräften stand. Sie hatte entbehrt, verzichtet und geschafft für ihre Kinder, für ihre Ehre. Und niemals hatte sie krank werden wollen, jetzt, wo bald das letzte ihrer Schüblinge aus der Schule ins Leben treten konnte, jetzt, wo sie endlich darauf rechnen durfte, an den Kindern bald eine brauchbare Stütze zu haben. Endlich einmal aufatmen können, einen Lichtschein in ihr dürftiges Leben schimmern sehen, daran hatte sie immer schon mit stiller Freude gedacht, die abgehärmte, pflichttreue Mutter.

Ja, sie war nicht mehr so frisch und ausschreitend gewesen in der letzten Zeit, wenn sie am morgen zur Arbeit ging. Das wußte sie. Eine Schramme hatte sie doch abbekommen in den Jahren dieser Aufreibung, da sie allein am Ruder stand, und das schaukelnde Familienschiff zu meistern hatte. Das mußte sie sich wohl oder übel zugeben. Die Kinder aber durften ihre Schwäche nicht bemerken. Das war nicht der Rede wert, und bald würde es ihr ja schon wieder besser gehen. Wie freute sie sich innerlich, und wie stolz sie war auf die Zukunft ihrer Kinder! Sie hatte es geschafft, mit eigenen Händen das einstige Versprechen eingelöst.

Dah̄ sie sich einmal doch vielleicht für das verheimlichte Leid den werden untersuchen lassen müssen, daran hatte sie ja schon oft gedacht. Aber immer war es die Sorge um die Kinder gewesen, die sie davon abgehalten hatte, sich mit derartigen Kosten zu belasten. Das würde schon wieder gut, und schließlich wären ja die Kinder bald selbstständig. Dann würde sie sich einmal eine Kur gönnen, die ihre Gesundheit bestimmt wieder vollständig herstellen würde. Wie oft hatten Anni und Edith, die beiden älteren Kinder, die nun schon ordentlich verdienten, sie gemahnt: „Gell, Mutter, jetzt gehst du doch einmal zum Arzt, um dich gebörig untersuchen zu lassen. Du siehst ja so blaß aus. Und eine Brille solltest du auch tragen, der schlechten Augen wegen. Wir können doch die Rechnung dafür gemeinsam teilen!“ Ja, das wollte sie. Sie gestand es sich zu: etwas mußte geschehen, daß sie wieder auf den Damm käme, wieder voll arbeitsfähig werde, die beforgte Mutter!

Dann kam das Unerwartete! Von der Arbeit weg hatte man sie aufgelesen, im Auto nach dem Spital gebracht. „Notfall“ hatte der dienstuende Chefarzt Schwester Hilda zugerufen! — Was ihr eigentlich fehlte? Mit fiebrigen Augen starzte Frau Ambühl zum fahlen Nachthimmel hinauf. Sie wußte es selber nicht.

Nur, daß sie sich unendlich schwach fühlte. Und dieses Stechen auf der Seite! Ah, das tat weh! Aber in einigen Tagen würde es bestimmt schon besser gehen, das wußte sie, und das hatte ihr ja auch die gute Schwester Hilda wieder versichert, als die Kinder auf leisen Sohlen ihr Zimmer zum gestrigen Besuch betreten hatten. Wie mußte sie sich zwingen und anstrengen, ein Lächeln zu zeigen, und den Kindern zu sagen, daß sie bald wieder auftreten könne, um den Haushalt zu übernehmen. Und wie freute sie sich an Karls Lehrbrief, den er ihr schmunzelnd entgegengestreckt hatte. Und die schönen Blumen, welche Anni mitgebracht, und die gute Nachricht, daß zu Hause alles in bester Ordnung sei! „Braucht dich nicht zu sorgen, Mutter“, hatte ihr Edith noch beim Weggehen zugeflüstert, „wir finden uns schon zurecht.“ Und dann waren sie lautlos wieder gegangen. —

Das alles ging Mutter Ambühl verschwommen durch den müden Kopf, und draußen peitschte der kalte Regen an die Fensterläden. Wie wohl ihr der kühle Luftzug tat, der ihr durch das halbgeöffnete Fenster entgegenströmte. Die Nachschwester ließ so lange auf sich warten! Gerne hätte die Kranke etwas getrunken. Die Kraft, selbst aufzustehen, besaß sie nicht mehr. Ah, das schmerzende Stechen! Und der Atem! Sie ahnte wohl, daß es nicht mehr ging. Jetzt hatte sie sich mit allem abgefunden. Zu schwach war ihr abgelaßter Körper, um diesem glühenden Fieber standzuhalten. Nur die Kinder, ihre Kinder hätte sie so gerne geborgen gewußt. Daß ihnen das Leben doch vielleicht nicht so hart würde, das war noch ihr letzter Wunsch, ihr letztes Bitten. —

Und darum fand Schwester Hilda am frühen Morgen, als es aufgehört hatte zu regnen, im Notfallzimmer keinen Gruß mehr, und blickte mit wehem Herzen in das verweinte Gesicht einer wahrhaft mutigen Helden, in das Gesicht einer tapfern und guten Mutter . . .

Mutters Geschmack

Skizze von Willy Baur

Schaggi Binggeli Leibgericht besteht in — seltsam aber wahr — Milchreis. Doch seit seine Mutter tot ist, hat er diese Speise nicht mehr in ihrer Vollendung genossen. Er probierte es in vegetarischen Restaurants, ging in Dutzende Privatpensionen, und graste alle „Alkoholfreien“ ab, vom kleinsten bis zum größten Etablissement. Wurde ein neues „Alkoholfreies“ angekündigt, dann war Schaggi Binggeli der erste Gast. Und überall lautete seine Bestellung: Milchreis. Eine unendlich große Geduld legte er an den Tag. „Zum Donner nochmal, irgendwo muß es doch Mutters Milchreis zu essen geben!“, war stets der Schlusshakkord nach beendetem Mahlzeit.

Riemand konnte also Milchreis kochen wie die Mutter Binggeli. Ein Freund riet ihm: heiraten. Als er „Eine“ gefunden hatte, verlangte am zweiten Tag der begonnenen Ehe Schaggi. „Mutters Milchreis“.

Frau Binggeli kochte Milchreis. Aber es war eine Enttäuschung. Der Milchreis war gut, aber nichts gegen Mutters Milchreis, überhaupt gar kein Vergleich. Mutter hatte eben ein besonderes Gewürz. Was für ein Gewürz? erkundigte sich Frau Binggeli. Aber das wußte der Sohn nicht. Frau Binggeli ließ sich nicht entmutigen. Sie versuchte es mit Apfelspeis, sie tat Zimt an den Milchreis, dann Vanille, dann Zitronenschale, geriebene Mandeln, Eidotter — nein — alles war falsch, nichts kam Mutters Milchreis gleich. Der Milchreis drohte Frau Binggeli Ehe zu trüben, wenngleich Herr Binggeli nichts Unmenschliches verlangte und auch nicht zornig über seine immer wieder

enttäuschten Hoffnungen wurde. Er entfragte stillschweigend. Aber dies duldsame Gesicht schnitt seiner Frau das Herz entzwei. Sie ließ in ihren Bemühungen nicht nach, versuchte schließlich noch Muskat, Ingwer usw. — die Gewürztüten stapelten sich im Küchenkasten. —

Wieder einmal verlangte Herr Binggeli die Lieblingspeise. Seine Frau versuchte mit Phantasie und Liebe eine neue Kombination. Sie wagte nicht zu hoffen, es endlich doch zu treffen. Der Ehrgeiz ließ ihr keine Ruhe. Da klingelte es, der Gasemann kam mit der Rechnung, kurz darauf erschien der Briefträger mit einer Nachnahme, und dazwischen sprach die Nachbarin vor, um sich den Staubsauger anzuseihen. Frau Binggeli mußte sich beeilen, denn höchste Zeit bis Mittag. Aber da geschah im unbewachten Augenblick das Unglück. Frau Binggeli zog die Nase nach oben, ihre Augen öffneten sich schreckenvoll, — dieser Geruch . . . O Gott, und da kam auch schon der Gatte die Treppe heraufgestiegen . . . Schrecklich! Diese Blamage!

„Liebste aller Frauen! Wie hast du das herausbekommen? Das ist der Duft, der mir immer zu Hause bei Mutter entgegenkam, wenn sie Milchreis kochte. Einfach herrlich! Ich muß bloß staunen . . .!“ Und da stand Herr Binggeli vor seiner Frau, schnuppernd, die Augen selig halb geschlossen. Ganz fassungslos sah Frau Binggeli ihren Gatten an. Die Kehle war ihr wie zugeschmolzen, kein Wort brachte sie heraus; denn der Milchreis war bis auf den Boden „angebrannt“ . . .